

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 27

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Woran denkst du, Eva?“

Sie machte eine kleine Bewegung und wendete ihm ihr Gesicht zu, das sich entspannt hatte.

„Ich möchte dich gern etwas fragen, Peter, aber du mußt mir nicht antworten, wenn du keine Lust dazu hast.“

„Frag' nur, ich werde antworten.“

Sie tastete nach seiner Hand.

„Du wirst mir nicht böse sein?“

„Ich liebe dich ja, Euchen.“

„Du hast gestern eine ganze Menge Geld ausgegeben, Peter; du hast heute einen teuren Wagen gekauft. Das macht mir Kummer. Kannst du es verstehen?“ Er nickte. „Woher hast du das Geld?“

„Ich freue mich, daß du danach fragst. Zwischen uns soll es keine Geheimnisse geben.“ Er holte tief Atem. „Ich bin froh, daß ich mit dir darüber reden darf, denn ich will deine Meinung hören.“

Er begann ohne Umschweife und ohne irgend etwas zu beschönigen, sein Erlebnis mit Keridan zu berichten. Er erzählte die volle Wahrheit, nur das so überaus erfolgreiche Geschäft mit den Jackson-Schäffelin-Aktien verschwieg er, aber er hätte sich selber nicht den Grund sagen können, warum er das tat.

Nachdem er geendet hatte, erklärte Eva mit ruhiger Stimme:

„Ich habe etwas Aehnliches vermutet.“

„Wie denkst du über die Sache?“ fragte er stockend.

„Mich darfst du nicht fragen, Peter. Ich habe dir schon einmal gesagt, daß ich alle Maßstäbe verloren habe. Ich weiß nicht mehr, was recht oder unrecht, was erlaubt oder verboten ist. Es interessiert mich auch gar nicht.“

Ihre Antwort gab ihm weder Trost noch Sicherheit.

„Bin ich ein Dieb?“ Es klang sehr angstvoll.

„Hör' mal Peter, man darf keine Tat begehen, die man nachher bereut. Wenn dir Keridan leid tut, gib ihm oder seiner Schwester das Geld zurück.“

Fortsetzung folgt.

* * *

Weltwochenschau

Demokratische „malaise“.

„Die Krise ist eröffnet“, verkündet in der „Berner Tagwacht“ der sozialistische Regierungsrat Grimm. Warum? Der Nationalrat hat die bundesrätliche Finanzreform abgelehnt. Ein Werk der Verständigung . . . oder ein Flickwerk . . . wie es auch genannt werden mag, ist parlamentarisch, d. h. mit nur 123 anwesenden Räten, nachab geschickt worden, und von einer Volksabstimmung über die Vorlage, die von allen Parteien gefürchtet worden, ist vorläufig keine Rede mehr. Wir können nur feststellen, daß der Bund weiter mit Notprogrammen weiter arbeiten, daß keine Sicherung über geltendes eidgenössisches Finanzrecht bestehn wird. Die Parteien, die sich ernstlich bemühten, einander entgegen zu kommen, haben sich offenbar doch nicht ernstlich genug bemüht. Von rechts ist ein wichtiger Bestandteil des bundesrätlichen Plans, die „Defraudantensteuer“, gefällt worden. Man griff sich an den Kopf, als man in den Ratsberichten der Presse las, wie verschieden die Steuerunterschlagungen bewertet wurden. Die einen behaupteten, der Bund würde mit seinem Griff nach den unversteuerten Kapitalien „an der Quelle“ 30 Millionen erwischen . . . die Milliardenzahlen, die diesen 30 Millionen zugrunde liegen, kann man sich vorstellen. Die andern sagten, das Vorhandensein dieser Milliarden sei ein Märchen. Gibt es eigentlich keine „wissenschaftlichen“ Feststellungen, wieviel versteuertes und unversteuertes Vermögen existiert? Das Bestreiten von Zahlen, die bewiesen sind, wäre Schindluderlei, das Operieren mit Summen, die man bestreiten kann, wäre unseriös. In beiden Fällen untergraben unsere Parlamentarier den Respekt, den man vor ihnen haben möchte.

Wie lange wird es gehen, bis der Bundesrat eine neue Finanzvorlage bringt? Vielleicht so lange, wie beim Strafgesetz, das 1898 beschlossen worden? Und soll nach Jahrhunderten das Volk der ins Unendliche verschleppten Vorlage durch Abstimmung den Garas machen? Die Kantone haben anno 98 dem Bunde die Strafgesetzgebung übertragen und seither nie bestritten, weil sie die Rechtspraxis beibehalten haben. Unter Entstehung und Verschweigung dieser Tatsache wird der Neinsager im Namen des Föderalismus mobilisiert: Die Krise ist eröffnet! Unter welchen Vorwänden wird man, wenn einmal die Räte über die Finanzen eins geworden, die Neinsager aufputzchen?

Nicht genug, daß die Wirtschaftsgruppen keinen gemeinsamen Weg finden: Nun fangen auch die Landesverteidiger, die Offizierskreise an, sich über Notwendigkeiten und Tempo der Armeereform und der Grenzsicherung zu diskutieren, und zwischen Bundesrat Minger, der seine „Büro-Obersten“ deckt, und Kreisen, deren Namen vorläufig hinter Zeitungsfassaden versteckt bleiben, bricht eine böse Polemit los. Der Chef des Militärdepartements läßt in der „Neuen Berner Zeitung“ den Herren, die in der „Tagwacht“ schreiben, heftig drohen, man antwortet ihm aber in entsprechendem Ton und versichert, daß er unrecht habe, wenn er im Parlament behauptet, die Schreiber seien keine Offiziere. Wo solls eigentlich mit uns hinaus?

Erntenot und Kriegsgefahr.

Die italienische Ernte ist schlecht. Ein Ausfall an Brotgetreide wird gemeldet, der im Ausland gedeckt werden muß. Die sowieso passive italienische Handelsbilanz wird sich noch verschlechtern. Der Goldvorrat der Banca d'Italia steht auf 2 Milliarden . . . tiefer wollen die Leiter ihn nicht sinken lassen. Die Korneinfuhr muß indessen bezahlt werden . . . und wie will man bezahlen, wenn die Devisen nicht beschafft werden können? Das spanische Abenteuer hat 6 Milliarden Lire verschlungen. Eine ungeheure Summe, auf die Spesen des abessinischen Geschäfts getürmt, mit den früheren Staatslasten zusammen einfach untragbar. Aber Korn muß her. Und da man es bezahlen muß, benötigt man englisches Geld. Und England erklärt, daß kein Anleihen in Frage komme, bevor die Freiwilligen Mussolinis aus Spanien retour gegangen. Infolgedessen, so wird angenommen, sucht Mussolini nach einem Ausweg, um das Abkommen vor dem Rückzug in Kraft zu setzen und die Kredite auf diese Weise zu erhalten, ohne die verlangten Bedingungen zu erfüllen; die Engländer aber blieben harthörig und nahmen ihren Vorteil wahr, den ihnen das lange Zuwarten endlich gebracht.

So lautet die Ansicht der Optimisten über die Lage, die bis zum Beginn des Juli, bald nach dem zweiten Jahresschluß des furchtbaren europäischen Krieges in Spanien, herausgebildet. Uns scheint, sie seien reichlich leichtfertig, diese Optimisten. Und wenn sie das endlich zustandegekommene Arrangement des „Nichet im mischungsausschusses“ über den Rückzug der Freiwilligen in diesem Zusammenhang einen britischen Erfolg nennen und behaupten, Mussolini sei in die Enge gedrängt und müsse nun unweigerlich aus seinen spanischen Positionen weichen, so zeigen sie ihre unbeliehrbare Ahnungslosigkeit noch deutlicher. An die Wand drücken ließe sich vielleicht ein Staat, dessen Volk bei verschlechtertem „Graubrot“ zu mucken anfinge und die Regierung stürzen oder zur Aenderung seiner Politik zwingen könnte. Ein „liberaler Staat“, in welchem die Finanzlage noch ausschlaggebend wäre. Ein „kapitalistischer Staat“, in welchem der Besitz ein Halt geböte, wenn er die Staatsleitung auf abenteuerlichen, die Grundlage der privaten Vermögen bedrohenden Wegen sähe. Allein Italien gehört nicht mehr zu jenen „veralten Staaten“. Die Vermögensabgabe, das äußerste Notmittel, in der Schweiz oder in England undurchführbar, gehört im neuen Rom zu den staatlich selbstverständlichen Maßnahmen, und es ist keine Frage, daß auf diesem Wege, wenn kein anderer offen steht, Brot beschafft werden wird. Es ist indessen sicher, daß Mussolini einen andern Weg findet. Totalitäre Staaten wissen heute auch ohne

Außenhandelsmonopol die Ausfuhr zu forcieren und durch irgendein Arrangement irgendein Kornland gegen die andern auszuspielen, so daß die notwendigen Ausfuhrwaren gern gegen eine Massenlieferung von Getreide angenommen werden. Dafß es geschieht, ist sicher . . .

Die Optimisten vergessen aber eine viel wichtigere und gefährlichere Tatsache: Dafß die totalitären Staaten sich ebenso leicht wie in wirtschaftliche in kriegerische Abenteuer stürzen, falls sie glauben, die Widerstandsfähigkeit ihrer Gegner brechen zu können. Ob finanzielle „neue Wege“ oder „politische Dynamit“ . . . in beiden Fällen bildet die öffentliche Meinung mitsamt der angeblich entscheidenden Wirtschaft keine Hemmung. Das britische Zuwarten rechnet nicht damit, daß die Finanzklemme Roms zu einem Kriegsgrund werden und die Explosion beschleunigen kann. Gegenwärtig sind zwar außer dem tschechischen keine Gefahrenherde sichtbar, aber sie lassen sich über Nacht anstecken. Vor allem aber wird das spanische Geschäft nicht aufgegeben, und das ist schließlich genug.

Man wird also gut tun, das Nichteinmischungsabkommen mit seinem neusten „Erfolg“ als „neues Papier“ zu bewerten. Bis die Regierung von Burgos die Vorschläge geprüft und angenommen, vergehen weitere Monate, und nach diesen Monaten kann Franco annehmen oder verwerfen, und Italien wird seinen Standpunkt teilen. Erreicht ist dabei das eine: Dafß die französische Grenze wieder hermetisch geschlossen wurde, die Republikaner also die Däpierten sind, und mit ihnen Frankreich und England. Der Raum der Republik wird dabei stetig, wenn auch langsam, verkleinert, und da diese Verkleinerung ein Maximum erreichen kann, nach welchem weiterer Widerstand sinnlos werden muß, rückt in der Tat der Moment näher, da die Armeen der Diktaturen ihre spanische Aufmarschlinie besetzt haben. Und dann ist der Moment gekommen, wo kein Mensch mehr von einem „Rückzug der Freiwilligen“ spricht. Wohl aber von ultimativen Bedingungen der Verbündeten Francos an Frankreich. Das kann bis Herbst 1938 bedrohliche Wirklichkeit werden.

An diesen Moment hat wohl der britische Abgeordnete Locker-Lampson gedacht, der in einer Ansprache behauptete, der europäische Krieg breche entweder noch 1938 oder dann überhaupt nie mehr aus. Er sieht die 100%ige Anstrengung Hitlers und Mussolinis, an den Pyrenäen aufzumarschieren und nachher, beginnend mit der Liquidation der Tschechei, Frankreich vor die Wahl eines Dreifrontenkrieges zu stellen; er sieht auch, daß auf diesen Zeitpunkt die ökonomischen Nöte Italiens ein Maximum erreichen, daß sie nun aber Aussicht auf eine „explosive“ Besetzung gewonnen haben. Es heißt alsdann: „Jetzt oder nie!“ Weiteres Zuwarten würde Steigerung der Wirtschaftssorgen und Zurückbleiben in der Hochrüstung bedeuten. Sagt der deutsche Generalstab wie bisher, daß man einen Krieg nicht mit der Brotkarte beginne, und pflichten die Italiener bei, sagen sie also: „Jetzt nicht“, dann ist der Krieg beschworen, die Totalitären sind gezwungen, umzukehren. Sagen sie aber, daß man jetzt „wegen der Brotkarte“ und weil der Sieg in Spanien die höchsten Erfolgsschancen gebracht, loszschlagen müsse, um nicht „überrüstet“ zu werden, dann haben wir die Katastrophe. Den unvorstellbar wütenden Krieg, in welchen sich die Angreifer hineingearbeitet, aus dem sie das Babancquespiel ihrer Wirtschaft nicht mehr herausläßt.

—an—

Kleine Umschau

Neberraschungen am laufenden Band.

In Kanada ist wieder einmal Gold gefunden worden. Vor 40 Jahren war es genau so. In Klondike. Gold! Das Fieber packt die Menschen. Sie schlagen sich herum, erleiden die furchtbaren Strapazen. Die Menschen hungern, verdursten, werden verrückt. Gold! Rücksichtslos ist die Jagd nach dem „edlen“ Metall. Mit blutenden Fingern wird der harte Boden aufgekaut. Gierig wäscht man aus dem Sand die gelben Klümpchen heraus.

Aber in den Golddistrikten gibt es nicht nur Menschen, die graben und waschen. Es gibt auch Leute, die einfach eine Bude aufmachen oder eine Zeitung gründen. Vor 40 Jahren war es genau so. In Klondike. In Klondike, wo von 1896 bis 1902 für eine halbe Milliarde Schweizerfranken Gold aus dem Bauch der Erde gekaut wurde.

Natürlich war das Leben in Klondike sehr teuer. Es wird auch jetzt wieder sehr teuer sein dort. Damals — vor 40 Jahren also — kostete ein Teller Suppe 5 Franken. Für ein Beifteat bezahlte man 17 Franken 50 Rappen. Der Preis für 1 Flasche Champagner stieg auf 200 Franken! Das jährliche Abonnement der „Klondike Morning Post“ betrug 1800 Franken und eine Inseratenzeile dieser teuersten Zeitung der Welt verschlang das nette, runde Säumchen von 375 Franken. Aber auch die Löhne waren sehr anständig. Ein Erdarbeiter verdiente 50 Franken und ein Zimmermann 85 Franken im Tag.

Da sind wir Berner denn doch kolossal bescheidene Menschen. Nicht nur mit Bezug auf Löhne und Zeitungen. Direkt rührend wirkte die in poetischer Form gehaltene Mahnung im Kinderumzug „man möchte doch ja nicht nur Fünfliber in den Sammelwagen werfen!“ Als gehorsame Bürger haben die Berner dieser Aufforderung denn auch begeistert Folge geleistet. Ei, wie die Bähnerli und Zwänzgerli in kühnem Schwung durch die brütigheiß zitternde Luft flogen!

Aber trotz Hitze und Polizei war das bernische Kinder- und Blumenfest ein feines Erlebnis. Seit Wochen schon war der Umzug Stadtgespräch. Er überschattete sogar das ganz unerwartet eingetretene Fiasco der Finanzvorlage. So versicherte Trudi sicher zum zwanzigsten Male, daß es also definitiv als Soldanelle auftreten werde. Klärlis Papaä hörte immer wieder geduldig zu, wenn ihm sein Töchterchen Tag für Tag erzählte, wie gut ihm die gelbe Chrisantheme ins Gesichtchen stehe. Mama mußte Brenis grünes Röcklein gewiß noch einmal plätzen, damit ja kein Rümpfli die Illusion der Blätter störe. Ideli verbrachte seit langem schon die freien Nachmittage mit dem Anprobieren der schmucken Bernertracht. Köbi übte sich im korrekten Schultern des Gartenrechens, und Frizli hüpfte als Frosch verkleidet in der Wohnung herum, erschreckte alle Pott das arme, liebe Großmütli mit seinen Kapriolen und zerschlug zu allem Überfluß noch eine Vase und zwei schöne Tasseli. Dä Schlingel!

Es ist einfach notwendig, daß es auf der Welt noch Kinderumzüge gibt. Dafß man sich noch Zeit nimmt, die Fenster mit Blumen zu schmücken! Denn auf der runden Kugel — Erde genannt — geschehen doch die unglaublichesten Dinge. In Amerika wird nach Noten spioniert. Paris hat seine Rauschgiftaffäre. Auf den englischen König plant man ein Attentat. Österreich ist unzufrieden. Die Spanier bombardieren — die Engländer kritisieren. Erdbeben erschüttern die Welt. Überschwemmungen richten unermesslichen Schaden an. Im Weltmeisterschafts-Bokampf wird Max Schmeling in 2 Minuten und 4 Sekunden ausgeknockt — und das schweizerische Parlament verwirft — verwirft die vom Bundesrat wohlvorbereitete, von den Kommissionen gründlich durchberatene, scheinbar bestfundene und allen Verhältnissen Rechnung tragende Finanzvorlage.

In den Wandelgängen der „Curia Confoederationis“ herrscht darob größte Bestürzung. Man disputiert, man kommentiert, man kritisiert — man ist konsterniert. Mächtig rauscht es auf im helvetischen Blätterwald. Hunderttausend Schweizer schütteln den Kopf. An einem zufällig im Wege stehenden Hindernis ist die Vorlage geschrägt. An einem Hindernis? Man sucht es wie einen Gufenkopf und findet es nicht. Man kennt das Hindernis nicht. Und das Rauschen im Blätterwald verstummt, und die hunderttausend Schweizerköpfe lehnen in die normale Lage zurück.

So schenkt uns jeder Tag neue Überraschungen. Freudige und unangenehme. Die liebsten Überraschungen bleiben die Blumen: Soldanellen, Maiglöcklein, Rosen und Edelweiß!

Stürmibänz.